

Wie so oft in dieser Zeit musste das Haus, in dem Generationen meiner Familie gelebt haben, dem Fortschritt und der Erweiterung einer Umgehungsstrasse weichen; Grund genug, noch ein letztes Mal auf dem Dachboden nach übersehenen Spuren der Vergangenheit zu stöbern. In der Tat fanden sich in einer vergessenen Ecke des Bodens in einer wurmstichigen alten Truhe einige vergilbte, sorgfältig zusammen geschnürte alte Briefe, die mir bei einer früheren Durchsicht entgangen waren. Nach Sichtung und Lektüre lag nahe, dass sowohl Absender als auch Empfänger der gesichteten Briefe sicherlich keinen Wert darauf gelegt hatten, diese Exzerpte einer breiten Öffentlichkeit zu offerieren, und so habe ich darauf verzichtet, ihren Ursprung – der offensichtlich auf einen reiselustigen Vorfahren zurückgeht – dem Ort, der Zeit und der Beziehung nach zu verfolgen und zu lokalisieren. Ich gebe daher die "Briefe an ein Pardeltier" ohne Kommentar unverändert und ungekürzt einer interessierten – oder gelangweilten – Öffentlichkeit weiter.

Briefe an ein Pardeltier

"Colline che raccontano storie di uomini e donne, signori e contadini; città che conservano pagine del loro passato nel profondo delle crepe dei muri o nel colore degli intonaci: questo è il segreto della Riviera dei Fiori, questa la sua specificità, il suo intimo mistero."

Mittwoch, der 20. September

*Geliebtes Pardeltier,
wenn Du Dich an meine letzten Briefe dieses Sommers aus Jersey erinnerst, wird Dir gegenwärtig sein, daß ich noch kurz vor meiner Abreise von dort die Bekanntschaft des Condottiere Di Valetino gemacht und von diesem den dringlichen Rat erhalten hatte, unser gemeinsames Anliegen seinem Ziel durch einen Besuch der ligurischen und piemontesischen Berge näher zu bringen. So habe ich mich denn vor einigen Wochen auf die beschwerliche Reise über die Alpen gemacht und bin nach einer Reihe von Tagen auch wohlbehalten in Genua eingetroffen.*

Von dieser quirligen Hafenstadt aus gibt es einen regulären Schiffsverkehr zu den größeren Häfen an der Küste Norditaliens, und so fand ich mich nach kurzer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Genuas am Morgen des gestrigen Tages mit kleinem Reisegepäck auf dem Deck eines Frachtschiffes, welches von Genua aus die Häfen an der westlichen italienischen Riviera anlaufen sollte, und auf dem ich eingeladen war, gegen geringes Entgelt bis an die Blumenriviera mitzusegeln.

Das Schiff hatte Genua am frühen Vormittag verlassen und war den ganzen regnerischen Tag über nach Westen gesegelt; es war fast Abend geworden, als wir nun den Hafen von Porto Maurizio erreichten. Die Wolken waren aufgerissen, und die Stadt bot sich in den letzten Strahlen der Abendsonne in ihrer ganzen Schönheit dar. Oberhalb des Hafens erhob sich die Basilika mit ihrer Rundkuppel und den Arkaden; darunter duckten sich in mehreren Terrassen die Häuser der Fischer und der Händler. Zwei oder drei Gasthöfe, begierig, die Gäste aufzunehmen, die mit den eingelaufenen Schiffen

angereist waren, ließen sich an ihren Schildern erkennen, und der Hafen bot das in südlichen Ländern übliche bewegte Ambiente.

Der Condottiere Di Valetino hatte mir als Anlaufadresse einen Signor Marcello Michelli genannt, der in oder bei dem hügeleinwärts gelegenen Ort Cipressa leben sollte; es konnte natürlich kein Gedanke daran sein, diese Person noch am gleichen Tage zu erreichen. Alles, was daher unmittelbar noch zu tun blieb, war das Auffinden einer geeigneten Herberge für die kommende Nacht. Eine kurze Prüfung ergab – insbesondere nach der Besichtigung der Mädchen, die offenbar mit nichts als einer kurzen Bluse und noch kürzerem Rock bekleidet in eindeutiger Pose vor der "Lanterna Blue" herumstanden – daß der "Delfino" vermutlich eine ruhigere Nacht erwarten ließ, und so fand ich mich nach kurzer Verhandlung mit dessen Wirt in einem Gemach hoch über dem Hafen, bereit – nachdem ich mich von der strapaziösen Seereise erholt haben würde – nunmehr in den nächsten Tagen das ligurische Hinterland zu erkunden.

Die Nacht war erwartungsgemäß ruhig und ereignislos, und so nahm ich am nächsten Morgen nach einem reichhaltigen Frühstück auf den Rat meines Gastgebers die Postkutsche entlang der schlecht und recht gepflasterten Küstenstraße mit dem stolzen Namen "Via Aurelia", die über San Lorenzo, und Arma di Taggia nach Sanremo und weiter bis an die Grenze Frankreichs führt – in der Absicht, in San Lorenzo auszustiegen und (was, wie mir der Wirt versicherte, dort möglich sein sollte) einen Maulesel zu mieten, um die Dörfer auf den Hügeln erreichen zu können.

Wie fast überall an der ligurischen Küste, steigt das Land auch hier gleich hinter der Küstenstraße ziemlich steil an, und schon die ersten Ansiedlungen im Landesinneren, die

vielleicht vier bis sechs Kilometer von der Küste entfernt sind, liegen auf Hügeln, die drei- bis fünfhundert Meter hoch sind. Neben einigen wenigen von der Post befahrenen Schotterwegen ist der Reisende, will er die Küste landeinwärts verlassen, daher auf schmale steinige Maultierpfade angewiesen; eine Tatsache, die die pfiffigen Bewohner der Küstenorte weidlich ausnutzen, um die Fremden bei der Vermietung von Mauleseln kräftig zu schröpfen (allerdings lassen sie nach guter südländischer Manier gerne mit sich handeln, wenn man genügend Zeit und Geduld mitbringt). So erhielt ich nach einiger Suche und langem Palaver wie geplant in San Lorenzo ein ganz strapazierfähig aussehendes Maultier für nicht zu hohen Mietzins und war gegen Mittag auf dem Wege nach Cipressa, wo auch nach Auskunft des ansonsten reichlich wortkargen Vermieters der Signore Michelli anzutreffen sein sollte.

Bereits nach wenigen Minuten hatte ich die letzten Häuser von San Lorenzo hinter mir gelassen und konnte mich ganz der wirklich bezaubernden Landschaft widmen. Wie ich schon erwähnte, steigt das Land hier recht stark an; schon die piemontesischen Mönche, die diese Gegend wohl erstmals systematisch kultivierten, hatten deshalb die Berge terrassenförmig gegliedert (wobei ihnen das viele Naturgestein, das hier aus dem Boden wächst, sehr gelegen kam): Überall waren aus rohem Schiefer oder Granit etwa ein bis zwei Meter hohe Mauern aufgeschichtet und der Boden dann – bis zur nächsten Mauer (vielleicht drei bis sechs Meter) ebenerdig angelegt. Auf diesen Terrassen hatten die Bauern schon im Mittelalter Olivenbäume gepflanzt, die nun – uralt und in grotesken Formen – regelmäßig beschnitten mit ihren Früchten noch immer als die hauptsächliche, wenn nicht einzige, Erwerbsquelle für die meisten Bewohner der Region dienen.

Tatsächlich hatte ich schon kurz hinter den Alpenpässen von der einzigartigen Qualität und dem hervorragenden Geschmack des ligurischen Olivenöls erfahren; eine Kunde, die ich nun beim Betrachten der unzähligen grünen und blauen Oliven an den Bäumen entlang des Weges für glaubhaft zu halten geneigt war.

Aber Olivenbäume waren nicht die einzigen Gewächse, an denen ich auf meinem Maulesel vorbeikam: Gelegentlich fand sich ein Feigenbaum am Wege, dessen Früchte gerade in dieser Jahreszeit reiften, so daß ich von Zeit zu Zeit anhalten und mich an den fleischigen blauen Feigen gütlich halten konnte. Ab und an entdeckte ich sogar einen Quittenbaum oder einen solchen mit großen gelben Khakifrüchten die zum Genießen einluden; kurz, in diesen Wochen bestand keine Gefahr, in den Bergen Hungers oder Durstes zu sterben. Auch das Wetter war etwas stabiler geworden; es hatte aufgehört zu regnen, und für kürzere oder längere Zeit kam sogar die Sonne hinter den Wolken hervor.

Gelegentlich konnte ich am Rande des Weges große, roh gemauerte zylindrische Zisternen von in der Regel vier bis sechs Meter Durchmesser und vielleicht zwei Meter Höhe erkennen, die zum Auffangen des Regenwassers und damit der regelmäßigen Bewässerung des Bodens dienten und mir zeigten, daß die Region systematisch bebaut wurde und daß auch hier in den Bergen die Natur nicht sich selbst überlassen wurde.

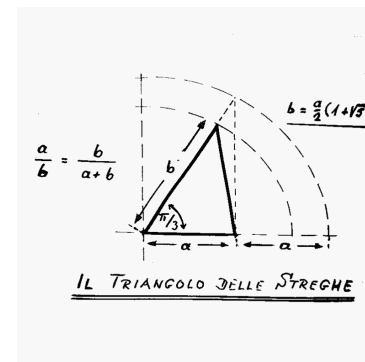
Natürlich hatte ich dabei den eigentlichen Grund meiner Reise nicht aus den Augen verloren, und so hatte ich mit Genugtuung bemerkt, daß sich etwas abseits des Pfades immer wieder einmal kleine freie Plätze befanden, die von Steinen in stets der gleichen merkwürdigen Anordnung begrenzt waren, und in deren Mitte auf einem größeren Stein eigenartige

Runen zu erkennen waren. Auch fanden sich neben diesen zentralen Steinen fast immer Spuren eines runden Fleckens, auf dem offenbar ein kleines Feuer gebrannt hatte (auf das die darauf liegende Ebene, selbst in kaltem Zustand noch fremdartig riechende Asche hindeutete). Und stets zeigte ein aus Olivenästen gebrochenes Dreieck in charakteristischer Form mit immer gleichem Seitenverhältnis von einem Punkt der Peripherie des Platzes in die Richtung der Feuerstelle. Da ich mir insbesondere bei der Betrachtung und Erforschung der zuletzt genannten Plätze Zeit gelassen hatte und auch ansonsten auf das Tempo des Maulesels Rücksicht zu nehmen gezwungen gewesen war, war es später Nachmittag geworden, ehe ich Cipressa erreichte. Die Spätmesse war gerade zu Ende gegangen, und das aus der schönen alten Kirche herausschwärmende Landvolk musterte mich neugierig. Es war daher nicht schwer herauszufinden, wo ich den Signor Michelli aufreiben konnte: Er lebte, wie sich herausstellte, in einem kleinen Haus etwas außerhalb des Ortes in unmittelbarer Nähe eines noch gut erhaltenen Sarazenenturmes, dessen einzige Bewohner jedoch derzeit (wie ich später entdeckte) offenbar einige Familien von Fledermäusen waren. Signor Michelli – er mochte gute sechzig Jahre auf dem Buckel haben – erwies sich als ein rüstiger älterer Herr, der bei meinem Eintreffen gerade dabei war, einige Dachziegel seines Hauses auszuwechseln, die wohl beim letzten Sturm zu Schaden gekommen waren. Er begrüßte mich freundlich und bot mir, nachdem ich ihm die zu übermittelnden Grüße des Condottiere Di Valetino ausgerichtet und ihm von meinem Anliegen berichtet hatte, sofort an, bis auf weiteres bei ihm Quartier zu nehmen, da der Ort, wie er sagte, keine Herberge böte, die "einem Reisenden von nördlich der Alpen zumutbar" sei. "Im übrigen", fuhr er fort, "werdet

Ihr ja in Verfolg Eurer Wünsche vermutlich häufiger zu nächtlicher Stunde unterwegs sein, und das tut Ihr von hier aus besser und geeigneter...". So nahm ich sein Angebot gerne an, versorgte mein Maultier und fand mich nach kurzem mit meinem neuen Gastgeber, der anscheinend allein lebte, zu einem kräftigen Abendessen in seinem Wohnzimmer ein. Bei dem ortsüblichen Schafskäse und einem guten ligurischen Rotwein stellte es sich heraus, daß der Signor Michelli früher Hilfsarchivar in Montesi gewesen und in seinen jüngeren Jahren weit in den piemontesischen Bergen herumgekommen war. Erst vor etwa einem halben Jahrzehnt war er an die Küste gezogen, um dort den rheumatischen Beschwerden zu entgehen, unter denen ältere Leute in den Bergen oftmals zu leiden schienen; gleichwohl erwies er sich als intimer Kenner auch dieser Region. Er berichtete mir von dem großen Beben, das vor sieben Jahren die Gegend heimgesucht und mehrere Dörfer, so etwa das gar nicht weit entfernte Bussana Vecchia, völlig zerstört hatte. Da auch jetzt noch in diesem Teil der Berge zuweilen leichte Erdstöße zu spüren waren, weigerten sich die Versicherer aus den großen Städten immer noch beharrlich, wie er mir berichtete, auch modern und stabil gebaute Gebäude gegen Erdbeben zu versichern (was ihm eine Quelle des Kammers zu sein schien - und dies konnte ich ihm angesichts des hübsch gebauten und eingerichteten Hauses auch nachfühlen).

Es liegt auf der Hand, daß ich nach einiger Zeit der Unterhaltung das Gespräch auf mein - unser - Anliegen zu bringen trachtete, und so erzählte ich meinem Wirt von den Beobachtungen, die ich entlang des Weges gemacht hatte und fragte ihn, ob er mir mehr über diese merkwürdigen Plätze berichten könne, insbesondere, ob ihm die eigenartige Form der Dreiecke aus dem Holz der Olivenbäume geläufig sei und

was es wohl damit auf sich haben könnte. Er bedachte mich mit einem nachdenklichen Blick: "Diese Plätze sind gar nicht so leicht zu finden", bemerkte er, "man muß schon die Dinge hinter den Dingen sehen können, um sie zu erblicken, und Ihr könnt dies offenbar - aber es ist ein weit verbreitetes Wissen hier", fuhr er nach einigem Zögern fort, "welches über die Generationen weitergegeben wurde und nur langsam ausstirbt - das Dreieck übrigens stammt noch aus der Zeit der Tempelritter, die auf ihrem Wege in das heilige Land eine Weile in dieser Gegend lebten und ist vermutlich von ihnen aus Katalanien mitgebracht worden. Es ist in alten Manuskripten beschrieben, wie sie sich noch im Archiv der Abtei von Montesi befinden - in dieser Figur manifestiert sich der goldene Schnitt: die eine Seite verhält sich zur anderen wie die andere zur Summe beider, und der Winkel zwischen den beiden Seiten macht genau ein Drittel eines gestreckten aus", und mit vom Wein angefeuchteten Fingern zeichnete er ein solches Dreieck auf den schweren Holztisch (ich beeile mich, es Dir hier aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen).



"Heute glauben die einfachen Leute auf dem Lande, die Figur - gebrochen aus einem Ast des Olivenbaumes - halte die Hexen in Schach, wenn sie den Teufel oder seine Paladine beschwören...". - "So ist der Hexenglaube noch wach?" - "Nahe an der Hölle, wie wir hier leben, gibt es viele Erscheinungen, die ebenso schwer

nachzuprüfen wie abzuleugnen sind", versetzte der Signor Michelli sinnend, "in Triora - nur 40 Meilen von hier - zeigt man Euch noch heute den Hexentanzplatz über dem Tal; und

laßt Euch einmal von den alten Bauern, wenn Ihr denn deren Vertrauen gewonnen habt, erzählen, was sie in der Walpurgisnacht und in den kalten Nächten nach dem Christfest hier in den Bergen gesehen und gehört haben - vor allem übt Vorsicht, wenn Ihr die Gegend zu Fuß erkundet: Die schweren Wolken gleiten ganz urplötzlich in die Täler; ohne Euch zu versehen, befindet Ihr Euch tief im Nebel, und Ihr wäret nicht der erste, der sich verlaufen und die Nacht im Unterholz oder in einer der vielen Höhlen hier in der Umgebung verbringen mußte!"

"Was übrigens den Geruch der Asche anlangt, von dem Ihr berichtet habt," fuhr er fort, "so haben die hier Ansässigen im Laufe der Jahrhunderte ein spezielles Gemisch aus Kräutern entwickelt, Gewächsen, die in verborgenen Felsnischen wachsen und, wie es scheint, beim Verbrennen Substanzen freisetzen, die denjenigen, der sie einatmet, in einen milden Rausch gelangen lassen, der erst nach einigen Stunden wieder abklingt." - "Andere wieder", setzte er hinzu, "mischen diese Kräuter in den leichten Wein, der hier gekeltert wird. Der Wein bekommt dadurch einen kräftigeren Geschmack ähnlich dem mancher Weine, die aus Griechenland herüberkommen; man sagt allerdings, daß auch dies den Trinkenden in einen narkotischen Zustand versetzt - bei mir", fügte er eilig hinzu, als er mein Zögern bemerkte, "könnt Ihr jedoch sicher sein, die reine unverfälschte ligurische Natur im Glase wiederzufinden," worauf er mir selbst mit einem kräftigen Schluck zutrank.

"Nun ja, Ihr werdet ja sehen", beschloß er nach kurzem die Unterhaltung, "Ihr habt ja anscheinend den rechten Blick für die verborgenen Dinge, und wenn Ihr denn sicher seid, für Euch und Eure Geliebte die Hölle finden zu wollen, dann seid Ihr hier nicht am falschen Ort. Nun schlaft Euch erst

einmal richtig aus, morgen ist auch noch ein Tag." Und damit wies er mir mein Zimmer an und ließ mich allein mit den Eindrücken und Gedanken, die der Tag reichlich gebracht hatte und die ich Dir nun beim flackernden Schein der Kerze auf dem Nachttisch, so gut ich kann, wiederzugeben bemühe. Schlafe gut, und träume von der ligurischen Hölle!

Dienstag, der 26. September

Einsame Geliebte,
die nächsten Tage in meiner neuen Umgebung - die übrigens ein warmes und heiteres Wetter mit sich brachten - dienten im wesentlichen der Orientierung und der Erkundung von Orten und Entfernungen. Natürlich machte ich auf den Rat des Signor Michelli hin den Ausflug nach Triora, der Stadt der Hexen. Dazu mußte ich früh aufstehen, um bis neun Uhr morgens nach Taggia zu gelangen, von wo aus die Post das Argentina-Tal hinauf bis nach Monesi bedient. Das Flußbett des Argentina war fast völlig ausgetrocknet, wie es um diese Jahreszeit häufig der Fall ist, und die Fahrt ging an wildromantischen Schluchten vorbei zunächst nach Badalucca und dann, noch immer am Fluß entlang, bis nach Mulino di Triora, einem kleinen malerischen Ort an einer Biege des Argentina, der sich im wesentlichen dadurch auszuzeichnen scheint, daß die Bauersfrauen mit ihren kleinen Ständen an allen Straßenecken Gemüse und Knoblauchzweibeln anpreisen. Von hier aus konnte man schon hoch über uns den Felsen sehen, auf dem Triora angelegt ist. Zwei weitere Pferde wurden zugespannt, und dann ging es im Schneckentempo hinauf die steilen Serpentinien, bis wir zunächst vor dem Eingang des Ortes die alte Benediktinerabtei passierten und dann durch ein beeindruckendes altes Tor in die Stadt

hineinkamen. Am Marktplatz verließ ich die Postkutsche, die nun weiter ins Gebirge fuhr, um in Monesi die Nacht über zu verbringen und dann am nächsten Tage zurückzukehren, um mich wieder an die Küste mitzunehmen.

Die Stadt ist noch fast völlig in ihrer mittelalterlichen Anlage erhalten, und auch das große Erdbeben von 1887 hat hier keine erkennbaren Schäden hinterlassen. Nachdem ich mich im einzigen annehmbaren Gasthof des Ortes für die Nacht einquartiert hatte, war natürlich mein erster Gang der zum Hexentanzplatz, der sich außerhalb der Stadtmauer befindet, und von dem aus der Felsen mehr als hundert Meter steil in das Tal abfällt. Hier wurden, wie man mir berichtete, in der Zeit der Inquisition die als Hexen identifizierten Frauenzimmer von einem hohen Gericht abgeurteilt und danach sofort vom Felsen in das Tal hinuntergeworfen. Es ist nicht verwunderlich, daß sich daher um diesen Platz schauerliche Geschichten ranken, in denen davon die Rede ist, daß die tagsüber verurteilten und hingerichteten Weiber sich des Nachts über sogleich versammelten, die Gärten der Anwohner verwüsteten und auch sonst allerlei Ungemach anrichteten. Dies jedenfalls berichtete mir ein alter Frater, der in der benachbarten Benediktinerabtei lebt und mit dem ich leicht ins Gespräch kam. Auf den gegenwärtigen Hexenglauben angesprochen, war ihm nicht sogleich Substanzielles zu entlocken; auch er gab jedoch zu, das Hexendreieck der Tempelritter zu kennen und riet mir, für alle Fälle stets eins davon im Reisegepäck zu haben; "denn", so versetzte er, "wenn Ihr in dieser Region in den Bergen unterwegs seid, seid Ihr nie vor Wettereinbrüchen sicher, und wenn Ihr Euch dann erst einmal in den Wolken verirrt habt, kann es nicht schaden, sich vor unerwünschter Begleitung zu bewahren...". Speziell als er erfuhr, daß ich in Cipressa Halt gemacht hatte, wurde

er ganz umgänglich. "Ich bin selbst nie so weit an die Küste gekommen", flüsterte er mir zu, "aber es geht die Legende, dort befände sich ein eigenartiger Platz, Pietramondo geheißen, von dem aus es eine direkte Verbindung zum Hades geben soll." Einige alte Leute aus der Gegend dort seien das eine oder andere Mal zufällig in diesen Ort gelangt, als sie nach verlorengegangenen Schafen suchten und vom schlechten Wetter überrascht worden seien, fuhr er fort. Obwohl sie - dies habe er durch die Beichte von ihnen erfahren - im einzelnen unterschiedliche Berichte abgegeben hätten, so sei doch das Gemeinsame an ihren Erzählungen, daß sie stets durch ein hohes steinernes Tor in eine uralte Stadt mit eigenartig gepflasterten Gassen gelangt, und daß sie dort auf ein eigenartiges Volk getroffen seien, welches jedoch keinerlei Notiz von ihnen genommen habe. Die Häuser des Ortes und die Treppchen dazwischen seien aus dem rohen Felsen gehauen, die Fensterläden allesamt geschlossen gewesen, und der ganze Platz habe einen uralten Eindruck gemacht. Zumeist seien sie dann nach langem Umherirren auf eine Lichtung vor dem Ort gelangt, von wo aus sie wieder heimgefunden hätten. "Immer aber hat es sich dabei um Leute gehandelt", fügte er eilig hinzu, "die dem frommen Leben abgeschworen hatten und von denen gemunkelt wurde, sie stünden ohnehin mit den bösen Mächten auf gutem Fuße." "Ich hoffe nur", beendete er dieses Thema nachdenklich, "daß die Erfahrung die sie dort gemacht haben, Ihre Lebensweise wieder gottgefälliger hat werden lassen..."

Diese Andeutungen machten mich natürlich erst recht neugierig; andererseits gaben sie mir das Gefühl, unserem gemeinsamen Ziel nicht allzu fern zu sein, und so verabschiedete ich mich dankend von dem alten Benediktiner

und beschloß, nach meiner Rückkehr nach Cipressa dessen nähere Umgebung noch genauer zu ergründen.

Den Rest des Tages verbrachte ich im Stadtarchiv, wo ich nach einigen freundlichen Worten, die ich mit dem Archivar wechselte, und einem reichlich bemessenen Trinkgeld die Erlaubnis erhielt, die verschlossenen alten Gerichtsakten durchzusehen und die Kommentare dazu zu lesen, welche von den Protokollanten bei den Prozessen sowie den des Schreibens kundigen Mönchen jener Zeit im Hinblick auf die Heimsuchung der Region durch Teufel und Hexen verfaßt worden waren. Hier stieß ich wieder auf das schon erwähnte Pietramondo: Im Glauben jener Zeit handelte es sich dabei offenbar wirklich um eine Art Tor zur Hölle. Die als Hexen verdächtigten und dem hohen Gericht vorgeführten Frauenspersonen gestanden jedenfalls zumindest bei hochnotpeinlicher Befragung (sprich: der Anwendung der Folter) – wenn auch im Detail unterschiedlich, so doch im wesentlichen gleichlautend –, daß sie in einer Vollmondnacht die alte steinerne Stadt in den Bergen aufgesucht hätten, wo sie an bestimmten Stellen (die zu verraten sie auch unter der äußersten Folter nicht bereit waren) Einlaß in die Gebäude erhalten hätten und dann – wie sie sagten "durch die Spiegel" (was auch immer sie damit gemeint haben mochten) in immer entferntere Räume und Kammern geleitet, bis sie schließlich in einem mit rotem Velours ausgelegten Gemach vom Teufel selbst in Empfang genommen worden seien, der sie in höchst unzuchtiger Weise traktiert, und mit dem sie dann eine lange und lustvolle Nacht verbracht hätten. Sie seien danach in tiefen Schlaf versunken, aus dem sie erst in der Mittagssonne erwacht seien, wobei sie zu ihrer Überraschung festgestellt hätten, daß sie sich auf einer Hügelkuppe unweit der Küste befanden. Im übrigen war – so las ich weiter in den

Geständnissen – die Nacht mit dem Teufel (oder wer auch immer ihr Liebhaber gewesen war) stets folgenlos geblieben; lediglich an den Stellen, an denen sie so lustvoll und unzuchtig angefaßt und geschändet worden seien, hätten sich nach einigen Tagen auf ihrer bis zu dieser Zeit makellos weißen Haut eine Unzahl von kleinen feuerroten Flecken gebildet, die auch später nicht wieder verschwunden seien und mit keiner Behandlung hätten entfernt werden können. Hierzu übrigens notierte der Chronist nicht ohne Genugtuung, hierdurch sei natürlich ein außerordentlich konvenientes Verfahren zur Identifikation der Hexenweiber gegeben; "...habet Ihr sie eynmal zu fassen bekommen, brauchet Ihr sie nur des Rockes zu entkleyden und einen Blick auf sie zu werfen, um sie als vom Teufel besessen zu erkennen...", hatte der Schreiber in einem der Kommentare in altmodischer Sprachweise lapidar vermerkt.

Wie mir das weitere Studium der alten Skripten enthüllte, war der Teufel offenkundig recht wählerisch bei der Auswahl seiner Hexen – er nahm nur die Schönsten; es gab denn auch Berichte von Mädchen, die zwar die steinerne Stadt gefunden, dann jedoch die ganze Nacht umhergeirrt waren, ohne je einen Eingang in eines der Häuser zu entdecken; auch diese fanden sich am folgenden Mittag auf den Hügeln wieder, und, wie der Schreiber akribisch vermerkte, "moegen sie auch haesslicher als ihre Gesellinnen seyn, so truebt doch kein Fleck ihren weißen Leib und sind sie doch auf diese Weyse gottesfuerchtig geblieben..." – worüber man streiten kann; denn zumindest versucht mit dem Bösen haben es ja wohl auch diese Frauenspersonen. Und obgleich nicht direkt ausgesprochen, so schien es mir allerdings, als ob die Berichte solcher als prospektive Hexen verschmähter Kandidatinnen in vielen Fällen durch die Benennung einer Bekannten oder

Freundin - die sich in dieser Hinsicht als glücklicher erwiesen hatten - zur Verfolgung und Ergreifung und natürlich der Verurteilung der echten Teufelsbotinnen geführt hatten, was ja auch als gottgefälliges Werk entsprechend zu honorieren war und keinesfalls banalem Neid entsprungen sein mochte.

Ab hier übrigens beginnen die Schilderungen der Delinquentinnen zu differieren. Einige der - ihren Beschreibungen in den Akten zufolge - ansehnlichsten und agilsten unter ihnen gaben unter verschärfter Befragung zu, noch öfter, oder sogar regelmäßig, wenn sie in Vollmondnächten die Lust überkommen habe, in die steinerne Stadt zurückgekehrt zu sein (wo sie dann von einem Torboten empfangen und ohne weitere Preliminarien durch die Spiegel hindurch dem Teufel in seinem roten Gemach zugeführt worden seien). Andere dagegen versicherten auch unter der Folter, daß sie den Platz ihrer Initiation selbst mit großer Anstrengung nie wieder gefunden hätten (wobei es natürlich sein mag, daß diese Frauenspersonen lediglich der verschärften Befragung einen größeren Widerstand entgegensetzten als die zuerst zitierten - obgleich ein solches Verhalten auf ihre Aburteilung mit Sicherheit keinen Einfluß haben konnte). Bei Dunkelwerden schloß der Archivar die Kammern, und mit nochmaligem Dank kehrte ich in den Gasthof zurück und ging nach einer guten Vesper früh schlafen. Der nächste Tag brachte mich ohne besondere Vorkommnisse zurück nach Taggia, wo ich das alte Dominikanerkloster besichtigte und mit dessen Archivar vereinbarte, hier Kopien meiner Briefe an Dich zu hinterlegen, damit ich diese - für den Fall, daß die Originale auf dem Wege zu Dir verloren gehen sollten - zu passender Zeit abfordern könnte. Ganz in der Nähe des Klosters hatte ich auch mein Maultier untergestellt, auf dessen

Rücken ich noch am nämlichen Tage wohlbehalten wieder im Haus des Herrn Michelli eintraf.

Natürlich fragte ich meinen Gastgeber sogleich am nächsten Morgen danach, was er von der Legende um die Stadt Pietramondo hielte, und er konnte mir im wesentlichen die Geschichte des Benediktinermönches bestätigen; allerdings hatte er selbst niemals jemanden kennengelernt, der diesen sagenhaften Ort gesehen hatte. Er war auch relativ skeptisch, was den wahren Kern dieser Geschichten betraf; "denn", so meinte er, "die Gegend hier von Porto Maurizio bis hinunter nach Sanremo ist nicht nur unmittelbar an der Küste vergleichsweise stark besiedelt; vielmehr betreiben die Bewohner der Region auch den Anbau von Oliven und Gemüse, ebenso wie die Schafszucht bis weit hinein in die Täler, und es sollte mich wundern, wenn sie nicht längst alle Orte, die aus den alten Zeiten übrig geblieben sind, entdeckt und wieder nutzbar gemacht haben." Allerdings, schränkte er ein, gäbe es nach wie vor noch immer große Teile des Inlandes, die gegenwärtig nicht kultiviert würden, und daher wolle er auch nicht ausschließen, daß sich vielleicht im Unterholz der Hügel Reste alter Siedlungen versteckten, die zu derartigen Geschichten Anlaß geben könnten.

So blieb mir nur übrig, auf eigene Faust auf Entdeckungsreise zu gehen, und dies tat ich denn reichlich zu Fuß und auf dem Maultier in den folgenden Tagen, ohne allerdings - das muß ich gestehen - in irgendeiner Weise einem Erfolge näher zu kommen.

Samstag, der 2. Oktober

Geliebte Hexe,

Während ich der Entfernungen halber bei den Erkundungen des Landesinneren nach Möglichkeit auf meinen Maulesel

rekurrierte, stellte sich gestern morgen heraus, daß dieser an seinem linken Vorderhuf neu beschlagen werden und demzufolge den Tag über in Cipressa beim Schmied verbringen mußte. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich zumindest einen ganzen Tag lang nur auf meine eigenen Füße zu verlassen, und ich beschloß, diese Tatsache dazu zu nutzen, die Reste der in eine Festung umgebauten Kirche San Pietro aus dem 12. Jahrhundert in Lingueglietta zu besichtigen, einem Ort, den ich zu Fuß - so mein Gastgeber - bequem über den nächsten Hügel hinweg in drei bis vier Stunden Fußmarsch erreichen konnte. Das Abliefern meines Mulis und die sich daran notwendig anschließende Unterhaltung mit dem Schmied zogen sich bis in den späten Vormittag hin, und so setzte ich mich nach einem frühen Mittagessen bei schönem Wetter in Marsch, um noch rechtzeitig zur Vesper wieder zurück zu sein.

Obgleich ich diesen Weg noch nicht kannte, war er in der Tat, wie mir Signor Michelli versichert hatte, in keiner Weise zu verfehlen. Er wand sich zunächst den Hügel hinauf, bot auf dessen Kuppe einen wunderbaren Ausblick auf die Küste bis hin nach Porto Maurizio auf der einen und Arma di Taggia auf der anderen Seite, und verlief dann fast eben parallel zum Tal des Lorenzo-Flusses. Nach dreistündiger geruhssamer Wanderung durch teils lichten Laubwald, teils dichteres Unterholz tauchten die ersten bebauten Felder von Lingueglietta auf, und kurz darauf konnte ich mich für die letzten Schritte an dem gedrungenen Turm des mittelalterlichen Kirchturmes orientieren.

Tatsächlich bot der Ort - neben einigen malerischen Ausblicken - keine weiteren Sehenswürdigkeiten, und so machte ich mich nach einer eingehenden Besichtigung der alten klerikalen Gemäuer wieder auf den Rückweg, zumal

das Wetter im Laufe des Tages immer unbeständiger geworden war und die ersten schwarzen Wolken den vierzehnhundert Meter hohen Monte Faudo, der die beiden Täler dominiert, bereits einhüllten.

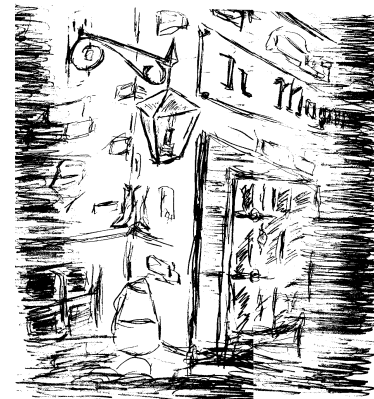
Ich hatte Lingueglietta noch nicht lange verlassen, als ich etwas abseits vom Wegesrand eine alte Bäuerin bemerkte, die an allen Ecken eines offenbar bebauten Feldes sorgsam jeweils ein Hexendreieck deponierte und in der Mitte des Feldes ein Feuer entfacht hatte. Neugierig geworden, sprach ich sie an, und fand sie - anders als die meisten der Eingeborenen bisher - wohl aus Ärger redseliger als erwartet. "C'è una seccatura", knurrte sie, eine Plage, mit den Hexen in diesem Jahr - nach dem großen Beben sei eine Weile Ruhe gewesen; aber jetzt trieben sie es wieder auf den Feldern der Landleute.

"Dappertutto viene chiavata, la gentaglia lasciva" - überall bumsen sie, das geile Gesindel - "zertritt die Tomaten und Succhini, zerreißt die Zäune, und vertreibt das Vieh in die Berge", schimpfte sie und wies auf ihr Feld, welches in der Tat so aussah, als sei eine Windhose darüber gefegt. "Das Holz und das Feuer werden sie hoffentlich eine Weile vertreiben -", setzte sie etwas ruhiger hinzu, und jetzt erst bemerkte ich den fremdartigen, aber nicht unangenehmen Geruch, der offenbar seine Ursache in den Kräutern hatte, die auf dem kleinen Feuer verbrannten, und deren Blätter ich noch nirgendwo entdeckt hatte. Als ich näher trat und den Rauch voll einatmete, meinte ich, einen leichten Rausch zu verspüren und erinnerte mich an die Unterhaltung mit Michelli am Tage meiner Ankunft. Auf meine Frage, ob sie denn die Hexen selbst gesehen habe, erhielt ich die Antwort, es reiche ihr, den angerichteten Schaden wieder zu beheben, und sie habe keine Lust, sich auch noch die Nächte um die Ohren zu schlagen. Im übrigen wurde die Bauersfrau jetzt - nachdem sie offenbar

ihrem ersten Ärger Luft gemacht hatte - wieder sehr wortkarg und musterte mich mißtrauisch; daher beeilte ich mich, ihr Adieu zu sagen, und wandte mich zum Gehen. Der Weg gabelte sich unmittelbar nach dem Verlassen des Feldes, und da ich mir nicht sicher war, diese Gabelung auf dem Hinweg bemerkt zu haben, nahm ich für alle Fälle den breiteren Weg, der mich schnell in die Höhe und weg aus der bewohnten Gegend führte. Der Weg blieb allerdings nicht lange so komfortabel; er wurde bald schmaler und lief in Windungen an einem Berghang entlang, wobei noch weitere schmale Pfade ins Tal hinunter führten, von denen ich nun sicher war, sie auf dem Weg hierher nicht passiert zu haben. Die Wolken waren inzwischen in das Tal eingefallen; es war völlig finster geworden, und nach einer weiteren Viertelstunde mußte ich mir eingestehen, daß ich offenbar die Richtung gänzlich verloren hatte. Der ursprünglich mit kleinen Steinen gepflasterte Pfad war immer beschwerlicher gangbar geworden, und die nun tief im Tal hängenden Wolken machten jegliche Orientierung auch dann unmöglich, wenn sich der Weg zu der einen oder anderen Lichtung oder Hügelkuppe öffnete. Ich begann mich mit der unerfreulichen Alternative zu befassen, eine Höhle zu suchen, um den Morgen abzuwarten, damit ich im Licht des Tages den Weg zur Küste hinunter wiederfände.

Darüber hinaus hatte es - zunächst nur wenig, dann immer stärker - begonnen zu regnen, und mein Überzieher war inzwischen vollständig durchnäßt. Um so erleichterter war ich, als sich hinter einer Biege des Weges zunächst ein steinerner Wall und an dessen Ende ein Tor zeigte, an dem eine mit runden Steinen in fremdartigem Muster gepflasterte Gasse begann. Einige halb zerfallene, aus dem rohen Gestein gehauene Hütten säumten die Gasse, und zwischen ihnen

führten Steintreppen zu anderen Gebäuden - kurz, ich hatte einen Platz entdeckt, an dem, wie es schien, zumindest kümmerliches, menschliches Dasein existierte. Ziemlich kurz hinter dem Tor machte die Gasse einen fast rechtwinkligen Bogen, um dann leicht abfallend geradlinig weiter zu verlaufen. Beim Weitergehen in dieser Umgebung nahm ein nicht näher zu beschreibendes Gefühl immer stärker von mir Besitz, ein Gefühl unendlicher Fremdartigkeit und urzeitlichen Alters, so als seien diese rohen Steine hier in einer Zeit lange vor dem Erscheinen der menschlichen Rasse von fremden und unmenschlichen Wesen aufgetürmt worden. Es trug daher sehr zu meiner Erleichterung bei, als ich nun - der Gasse um den Bogen folgend - an ihrem Ende ein trübes Licht erblickte. Es stammte, wie ich beim Näherkommen erfreut feststellte, von einer an einem Haus angebrachten Laterne, das die Gasse an deren Ende im rechten Winkel abschloß. Das nur schwach beleuchtete Haus stellte sich allem Anschein nach als ein kleiner Gasthof heraus, wie ein über der Tür neben der Leuchte befestigtes Schild auswies, auf dem in altmodischen Buchstaben die Worte "Il Mago Nero" zu lesen waren.



Wenn auch das Äußere des Gebäudes nicht gerade einen vertrauenerweckenden Eindruck machte (wie die anderen Hütten war auch dieses Haus nur aus dem rohen Gestein errichtet, und zwei Fensterläden an der Seite waren fest geschlossen), so ließ mir doch der erneut stärker werdende Regen keine Wahl. Ich legte daher mein Schicksal in die Hände aller

guten Geister, öffnete die erbärmlich knarrende Holztür und betrat durch die niedrige Höhlung zu meiner Überraschung ein wohlig warmes und trockenes Gastzimmer. Der Raum hatte ebenfalls nicht mehr als Stehhöhe; er bestand aus einem zentralen Gewölbe mit fünf oder sechs rechteckigen groben Holztischen und einer Nische, in der sich neben einem kleinen offenen Holzfeuer ein kleiner ovaler Tisch mit zwei Sitzplätzen befand. Das ganze Zimmer war nur mit zwei Fackeln beleuchtet, deren Licht neben dem des Feuers die Wände nur schwer auszumachen gestattete; lediglich auf der Theke brannten drei große schwarze Kerzen in einem altertümlich geformten Leuchter. An der dem Eingang gegenüber liegenden Wand war ein großer venizianischer Spiegel zu erkennen, der die ganze Höhe des Raumes einnahm und von dem ich zu meinem Erstaunen feststellte, daß er von der gleichen Art war wie jener, den ich bereits auf Jersey in der Herberge von Mr. Marlowe gesehen hatte. In dem vorhandenen schwachen Licht erzeugte dieser Spiegel die Illusion einer eigenartig weitläufigen Perspektive, so als ob das Gastzimmer geradewegs die Fortsetzung der Gasse darstellte, die zu der Herberge geführt hatte, und als ob diese ohne Begrenzung weiter und weiter in den Felsen hinein führte. Die übrigen Wände des Raumes waren rot geputzt und kahl; als einziger Wandschmuck hing über dem Tresen eine alte Pendeluhr, und an einem niedrigen Holzbalken, der quer vor der Nische mit dem Feuerplatz durch das ganze Gewölbe gezogen war, war das mir nun schon sattem bekanntes Hexendreieck der Templer aus Olivenholz befestigt. Als ich eintrat, war das Gastzimmer leer; nur der Wirt – ein buckliges Individuum mit langen schwarzen Haaren und stechenden, ebenso schwarzen Augen – stand hinter dem Tresen und war damit beschäftigt, dunkelroten

wohlriechenden Wein aus einem großen Gefäß in kleine Tonkrüge umzufüllen. Nachdem er mir auf meinen freundlichen Gruß hin nur "s kommt nicht oft ein Fremder hierher – Ihr habt viel Glück bewiesen, mich zu finden..." zugebrummt hatte, nahm er mich, wie mir schien, eine Weile mißtrauisch in Augenschein, registrierte dann wohl meinen durchnäßten Zustand und wies mir wortlos den Platz in der Nische mit dem Holzfeuer im Rücken zu. Immer noch ohne weiteren Kommentar stellte er mir ein großes Glas mit Wein und einen halben Käse auf die Tischplatte und wandte sich wieder seiner gerade unterbrochenen Beschäftigung zu. Die Wärme des Feuers hinter mir trug sogleich zu meiner Entspannung bei, und der Gedanke, nicht Hungers sterben zu müssen, tat ein übriges dazu, daß ich begann, die fremdartige Situation zu genießen und einen guten Schluck des angebotenen Weines zu trinken. Er schmeckte eigenartig harzig und stieg mir sogleich in den Kopf, so daß ich für kurze Zeit die Augen schließen und mich an der Tischkante festhalten mußte.

Als ich wieder aufblickte, stellte ich fest, daß sich in der Zwischenzeit der Raum gefüllt hatte. Die Gäste mußten auf andere Weise als von der Gasse her in die Taverne gelangt sein; denn das Knarren der Eingangspforte wäre selbst in meinem berauschten Zustand nicht zu überhören gewesen. Ich beschloß jedoch, dieser Merkwürdigkeit kein allzu großes Gewicht beizumessen und mich zunächst auf das Beobachten der Situation zu konzentrieren. Ich registrierte, daß an dreien der Tische in der Mitte des Raumes ein knappes Dutzend verwegen aussehender Gestalten Platz genommen hatte. Einige der Gäste trugen grobe leinene Umhänge – ich klassifizierte diese aufgrund ihrer knorrigen Stäbe aus festem Holz als Schafhirten –, andere waren mit altmodischen kurzen Westen

und Pluderhosen bekleidet. Auf der Kante des mir am entferntesten gelegenen Tisches sitzend, konnte ich im trüben Schein der Wandfackeln ein Frauenzimmer erkennen, welches so vollständig in meine durch die Lektüre der alten Schriften in Triora geprägten Vorstellung paßte, daß ich nicht zögerte, es mit der ortsansässigen Hexe zu identifizieren (falls es denn nur eine einzige in der Gegend geben sollte): Mit brandroten lockigen Haaren und einer hinreißenden Figur – die uneingeschränkt zu bewundern war, da das Weib bis auf die Andeutung eines Rockes, der vom Nabel bis zum Beinansatz reichte, nur einige Ringe um das Armgelenk trug – hatte sie sich mit ihrem üppigen Busen quer über den Tisch gelehnt, wobei sie dem Wein, den ihr ihre Nachbarn immer wieder zuschenkten, reichlich zusprach. Der Teufel hatte sie – aus der Tatsache zu schließen, daß ihre Haut vollends mit Feuerflecken bedeckt war – bereits reichlich unzüchtig traktiert, und während sie sich in obszönen Bewegungen mit einem Gürtel beschäftigte, den sie dem ihr zur Seite Sitzenden aus der Hose gezogen hatte, kümmerten sich die Männer am Tisch – sieht man vom Nachschenken des Weines ab – weniger um sie als es mir schien, daß sie es verdiente. Vielmehr hatten sie zu mit großen elfenbeinernen Würfeln zu spielen begonnen, während die an dem mir benachbarten Tisch Sitzenden sich daran machten, Karten aus einem Haufen mit fremdartigen Bildern zu verteilen, die – soweit ich dies erkennen konnte – mir unbekannte Motive mit Masken, Galgen und Tierfratzen aufwiesen. Die Spieler hatten bald angehoben, sich lärmend in einem mir unverständlichen Dialekt zu unterhalten und zu streiten; dazu rauchten einige von ihnen eigenartig krumm geformte Zigarren, deren Rauch einen fremdartigen Geruch hinterließ. Nach kurzem brummte die Herberge in einem unidentifizierbaren Stimmengewirr,

und dicke Rauchschwaden ließen das Geschehen nur noch in Umrissen erkennen. Dabei schien mir, daß Anzahl und Art der Gäste im Verlaufe der Zeit ständig wechselten, auch wenn ich niemals direkt gewahr wurde, daß jemand den Gastraum verließ oder betrat.

Wenn immer die streitenden Stimmen an einem der Tische zu laut und erregt wurden, war der Wirt, der bei allen anscheinend eine gewisse Autorität besaß, sofort zugegen, um schlichtend einzugreifen; es war unverkennbar, daß seine Entscheidung in jedem Falle akzeptiert wurde, und der Streit verrauchte – bis zum nächsten Mal.

Immer allerdings, wenn die alte Uhr über dem Tresen sich anschickte, die volle Stunde zu schlagen, brach das babylonische Stimmengewirr mit einem Male ab; alle Anwesenden lauschten schweigend den bedächtigen Schlägen der Uhr, um sofort – nachdem die Gewichte ächzend ihre neue Lage gefunden hatten – die Unterhaltung oder den Streit dort wieder aufzunehmen, wo der Schlag der Uhr sie unterbrochen hatte.

Eine leichte Schläfrigkeit hatte sich meiner bemächtigt – es war inzwischen weit nach Mitternacht –, als ich jetzt, in den großen Wandspiegel blickend, von dort einen neuen Gast auftauchen sah: Ein stattlicher, schwarzgelockter Mann mit leicht angegrauten Schläfen und dem Profil eines Römers, gekleidet in einen weiten schwarzen Umhang, auf dem das Hexendreieck in grellem Rot eingewoben war, hatte das Gastzimmer betreten, so als wäre er geradenwegs durch den Spiegel geschlüpft. Er blickte kurz in die Runde, rief dem Wirt ein paar Worte zu und setzte sich dann an den nächsten Tisch. Die Hexe hatte ihn sogleich erblickt und schritt, ein gefülltes Weinglas in ihrer linken Hand, etwas schwankend auf ihn zu, bis sie unmittelbar vor ihm stand. Dabei gurrte

sie eine Art Willkomm; er nickte, griff ihr zwischen die Beine und zog sie an sich; worauf sie augenblicklich das Glas fallen ließ, seinen Umhang öffnete, zur Seite schlug und ihren Kopf mit rhythmischen Bewegungen in seinem Schoß vergrub. In dem niedrigen Raum war es völlig still geworden; das laute Schwatzen und Streiten war schlagartig verstummt, und das einzige, was zu hören war, war das lustvolle Stöhnen der Frau.

Ich gestehe freimütig, daß ich - nach so langer Zeit der Trennung von Dir - die Szene nicht leidenschaftslos zu verfolgen vermochte; unwillkürlich hatte ich daher das Glas an die Lippen gesetzt und einen kräftigen Schluck getrunken - mit dem Erfolg, daß mir der Wein, wie schon zuvor, sofort zu Kopfe stieg und ich die Augen schließen mußte, um nicht vom Sitz zu gleiten.

In diesem Augenblick setzte die Uhr an, die erste Morgenstunde zu schlagen. Ich zwang mich, die Augen wieder zu öffnen und meinte, diesen nicht trauen zu können, als ich feststellen mußte, daß der Gastraum unversehens völlig leer war - allenfalls eine schwache Bewegung im venezianischen Spiegel, wie von auseinanderlaufenden Wasserwellen, zeugte von dem Getümmel, das eben noch hier geherrscht hatte. Der Wirt stand gänzlich unbeteiligt hinter dem Tresen und füllte wieder Wein in die Krüge, wie er es - so schien mir - Stunden zuvor getan hatte, und nur der fremdartige Rauch der Zigarillos - oder war es der des offenen Feuers - hing ebenso wie das leise Stöhnen des Weibes noch in dem niedrigen Raum und gab mir die Zuversicht, nicht alles lediglich geträumt zu haben.

Als er bemerkte, daß ich ihn zweifelnd anstarrte, kam der Wirt hinter dem Tresen hervor, trat an meinen Tisch und brummte "Ich schließe jetzt - wie war das mit Eurem An-

liegen: Ihr wollt mit Eurer Geliebten die Hölle finden?" Als ich überrascht bejahte, fuhr er fort: "Nun dann, was hat Euch gehindert, sie mitzubringen? Wenn Ihr denn schon allein seid, was habt Ihr wenigstens mit Euch, das Eure Geliebte getragen hat, ein Strumpf, ein Hemd, ein Höschen?"

Verdutzt wurde mir schlagartig klar, daß mir eine auch nur marginale Veranlagung zum Fetischismus wohl die einmalige und vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit geboten hätte, noch in dieser Nacht die Hölle kennenzulernen. So, wie die Dinge lagen, konnte ich jedoch bedauernswerterweise nur den Kopf schütteln, worauf der Wirt nach kurzem Zögern fortfuhr: "Vielleicht tut es denn auch schon ein Halstuch - im Zweifel mögt Ihr es versuchen. Bringt mit, was Ihr besitzt und kommt ein andermal wieder - doch nicht vor Sonnenuntergang und nur in den Wochen, in denen der Mond voll über den Hügeln steht. Merkt Euch wohl, wie Ihr hierher gelangt seid; es ist nicht leicht, diesen Platz zu finden! Und nun brecht auf; das Wetter hat sich gebessert, und es sollte Euch keine Mühe bereiten, heim zu finden."

Während er sprach, hatte er sich zwei Handschuhe aus weichem Leder, die auf der Theke gelegen hatten, über die Finger gezogen. Nun wandte er sich ab und ging auf den großen Spiegel zu, der - die Fackeln waren bereits niedergebrannt - nur noch schemenhaft im Licht der Kerzen auf dem Tresen erkennbar war. Und während er mit den Händen über die Oberfläche des Spiegels fuhr, schien es mir, als öffnete sich dieser wie die Oberfläche eines Sees, in den ein Stein hineingeworfen wird. Als ich genauer hinblickte, um mich zu vergewissern, ob mich meine Augen getäuscht hatten, war der Mann bereits völlig in das wabernde Glas getaucht und einen Augenblick später hinter - oder im - Spiegel verschwunden.

Es war totenstill geworden. Die Tür zur Gasse war aufgesprungen, der Raum menschenleer, und ich konnte sehen, daß sich die Wolken tatsächlich verzogen hatten. Der Himmel war völlig klar, und der volle Mond schien in das Gewölbe hinein. Noch immer etwas benommen, sammelte ich meine Kräfte und trat an den Spiegel. Vorsichtig strich ich über die Glasfläche, doch diese erwies sich als ganz normales und hartes Spiegelglas, in dem – von einigen tauben Flecken abgesehen – nur meine, vom Mond beleuchtete Silhouette zu erkennen war. Ich wandte mich ab und stolperte die Stufen hinauf in die Gasse, die stetig ansteigend auf einen Hügel zu führte und, wie ich jetzt bemerkte, hinter dem großen Torbogen auf einer freien Lichtung endete. Auf halbem Wege wandte ich mich noch einmal um. Die Laterne brannte nicht mehr, und das Wirtshausschild war nicht länger zu erkennen; im bleichen Mondlicht schien es mir statt dessen, als ob die Gasse von einem massiven Felsblock abgeschlossen wurde, dessen Konturen sich im Halbdunkel zu beiden Seiten verloren. Ich fühlte mich zu müde dazu, umzukehren und der Sache auf dem Grund zu gehen; darüber hinaus hatte sich hier in den fremdartigen Steinen wieder das immer stärker werdende Gefühl meiner bemächtigt, in einer weit entfernten Welt angelangt zu sein, mit der ich nichts gemein hatte und die ich so rasch wie möglich verlassen sollte. Ich setzte daher meinen Weg hinauf durch den großen Torbogen fort, um nach wenigen Schritten – auf der Hügelkuppe angelangt – im hellen Mondlicht festzustellen, daß ich nur geradeaus zu wandern brauchte, um an die Küste – und zurück in mein Jahrhundert – zu gelangen. Tatsächlich fand ich nach Überqueren der Lichtung sogleich einen ausgetretenen Maultierpfad, der mich in einigen Windungen auf den Hügel von San Antonio brachte, von wo aus ich das

Meer deutlich erkennen und Cipressa in einer weiteren halben Stunde erreichen konnte.

Nach wenigen Stunden unruhigen Schlafes verabschiedete ich mich in aller Frühe von Signor Michelli, nicht ohne ihm in Kürze berichtet zu haben, was mir widerfahren war, und nicht, ohne von ihm herzlich zum Wiederkommen eingeladen worden zu sein. Auf direktem Wege begab ich mich nach Taggia, wo ich diesen letzten Brief an Dich absende, um Dir entgegenzueilen und mit Dir selbst – oder zumindest versehen mit den nötigen Utensilien – alsbald zurückzukehren. Und während mir die strahlende Sonne noch einmal den weiten und ungetrübten Blick in die Täler Liguriens gewährt, der Tag klarer und die Luft durchsichtiger wird, ziehen die Ereignisse der vorangegangenen Nacht in meinem Gedächtnis vorbei und immer deutlicher spüre ich den bohrenden Zweifel in meinem Herzen: Werde ich – werden wir – ihn, den Mago Nero und seine flüchtigen Figuren in der uralten Stadt aus Stein irgendwo in den Bergen Liguriens wiederfinden?